Der Diakonissen-Freund.

Monatsheft des Diakonissenmutterhauses in Philadelphia.

19. Jahrgang. August 1908. No. 8.

Etliche eigenartige Schwierigkeiten, mit denen die Diakonie in Amerika zu rechnen hat.

(Schluß.)

II.

Unter den Schwierigkeiten, die wir unsern gesellschaftlichen Verhältnissen zu verdanken haben, tritt besonders hervor

1. der Begriff persönlicher Unabhängigkeit, der das ganze amerikanische Leben durchdringt. Jeder will handeln, wie's ihm beliebt, und einer Autorität sich nur in so weit unterwerfen, als sein persönlicher Vorteil es fordert. Vom Gehorsam gegen das Gesetz aus Achtung vor seiner Heiligkeit, oder gar vom Gehorsam um Gottes willen, den die Schrift fordert, ist bei unserem Volk nur wenig zu finden. Schon in der Erziehung sind manche mehr bemüht zu meiden, was den Widerspruch der Kinder hervorrufen könnte, als dieselben zum unbedingten Gehorsam und Vertrauen zu ihren Vorgesetzten anzuleiten. So wird der Eigenwille groß gezogen. Selbst noch nicht schulpflichtige Kinder setzen häufig ihren Kopf den Eltern gegenüber durch. Ein Besuch in unserer Kinderklinik würde bald davon überzeugen. Natürlich geben nicht alle Eltern derart nach, doch giebt es selbst in unsern Gemeinden wenige, die diesem verderblichen Einfluß völlig widerstehen.

Im allgemeinen werden unter uns die Kinder nicht so erzogen, wie es die besten Interessen der Kirche und des Staates erheischen. Die Diakonie muß als ein Zweig kirchlicher Arbeit ebenfalls darunter leiden. Junge Mädchen, die von Kindheit auf an Durchsetzung des eignen Willens gewöhnt sind, beweisen schon tiefen Ernst, wenn sie sich einem Mutterhause zur Verfügung stellen und unter dessen direkter Leitung dem Herrn dienen. Nicht jede, die dem Berufe sonst geneigt wäre, findet die Kraft, ihre sogenannte persönliche Freiheit zu opfern. Es ist dies für sie eine viel schwerere Forde-

rung als für ihre europäische Schwester. Diesem Charakterzuge muß auch in amerikanischen Mutterhäusern Rechnung getragen werden; nur im Notfall besteht der kategorische Imperativ zu Recht. Hier noch mehr als in Deutschland müssen wir uns merken: „Wenig befehlen heißt gut regieren", denn das unbedingte Gehorchen fällt dem Amerikaner schwer.

2. Zwei weitere Schwierigkeiten werden nicht von allen Mutterhäusern unserer Konferenz gleich schwer empfunden, sind aber nicht unbedeutend für andere, nämlich die Schwesterntracht und die Sprache.

Unsere Pennsylvanisch-Deutschen sind wohl noch mehr gegen die Tracht als andere Leute; sie ist ihnen zu römisch, und alles Römische ist ihnen verhaßt. Diese Gesinnung hängt mit ihrer Geschichte zusammen und läßt sich nicht leicht überwinden. Obgleich wir nur zwei Stunden weit von der großen und blühenden Gegend entfernt sind, die vor fast zwei Jahrhunderten von den Vorfahren dieses Volksschlags besiedelt wurde, haben wir doch unter 70 Schwestern kaum ein halbes Dutzend aus echt pennsylvanisch-deutschen Familien. Das Vorurteil gegen die Tracht ist nicht das einzige Hindernis, aber es wiegt schwer bei der Masse des Volks. Unsere Lage gleicht der in Deutschland vor vielleicht sechzig Jahren, da der Freunde noch wenige und der Vorurteile viele waren. Die günstige Aufnahme, die unsere Schwestern bei Besuchen gefunden haben, lassen auf allmähliche Ueberwindung dieser Abneigung hoffen, um so mehr, da immer mehr Pastoren unter den Pennsylvanisch-Deutschen anfangen, sich für die Diakonie zu erwärmen.

Die andere Schwierigkeit, die Sprachenfrage, betrifft alle unsere Häuser außer Baltimore; in den anderen wird Deutsch, Schwedisch, Norwegisch oder Dänisch gesprochen, ist wohl gar die offizielle Sprache, während in der meisten Arbeit Englisch unumgänglich nötig ist. Wer beim Eintritt ins Mutterhaus nur eine Sprache kann, muß die zweite lernen. Das dünkt nicht wenigen Mädchen zu schwer und schreckt sie ab. Auch von Freunden der Sache müssen wir oft die vorurteilsvolle Frage hören: „Wozu noch Deutsch lernen?" Wir wissen, warum wir dabei bleiben. Immerhin versichert man uns, daß dieses manches tüchtige Mädchen abhält. An der Tüchtigkeit eines dadurch abgeschreckten Mädchens hegen wir leise Zweifel; denn wer sich vor dieser einen Schwierigkeit scheut, ist auch den anderen, die im Beruf unausbleiblich sind, kaum gewachsen.

III.

Die eigentümlichen religiösen Verhältnisse unseres Landes bringen ebenfalls eigentümliche Schwierigkeiten für die Diakonie mit sich.

1. Die Unmenge der kirchlichen Gemeinschaften und Sekten mag unsere Leute wohl zuweilen zum Wetteifer reizen in guten Werken, sie auch in die Unterscheidungslehren tiefer einführen, macht aber vereinigtes Vorgehen auf dem Gebiet der Innern Mission, also auch der Diakonie unmöglich. Hätte Wichern selbst in unsern Städten gepredigt, wie in denen Deutschlands nach dem Wittenberger Kirchentage, ja, hätte er hier noch größere Massen angezogen, bleibende Erfolge hätte er kaum erzielt, selbst wenn unter dem Eindruck seiner gewaltigen Rede eine alle Kirchen umfassende Organisation versucht worden wäre. Die allgemeine Erfahrung

hätte sich auch hier wiederholt; entweder hätte eine der leitenden Faktionen die Oberhand erlangt und damit die Mitwirkung der andern verloren, oder die Sache wäre bald völlig in die Brüche gegangen. So muß sich denn auch das Werben für die Diakonie auf die eigne Kirche, wie sie in der Ortsgemeinde vertreten ist, beschränken, also auf einen verhältnismäßig kleinen Kreis. Selbst das Reden vor Synoden, wie es unter uns seit mehr als zwanzig Jahren üblich ist, scheint nicht viel zu fruchten. Wir haben hier keine Staats-Kirche, der die Massen angehören, und deren Beamte auch bei inoffizieller Beteiligung die öffentliche Meinung zu Gunsten der vertretenen Sache beeinflussen. Nehmen wir die Tatsache hinzu, daß in vielen Gegenden unseres Landes die Gemeindeglieder dünn gesät sind unter der Masse anders Denkender, sich also deren Einfluß schwerlich ganz entziehen können, so haben wir ein Moment, das dem Wachstum unserer Schwesternzahl sehr ungünstig ist. Der in Deutschland sich findende scharfe Gegensatz zwischen evangelisch und römisch, oder auch kirchlich und unkirchlich, bildet dazu keine treffende Parallele.

2. Eine weitere Folge dieser kirchlichen Lage sind die großen Anstrengungen, welche die meisten Gemeinden notgedrungen machen müssen zu wachsen, oder auch nur sich zu behaupten. Die Hauptlast der Sorge und Arbeit ruht auf dem Pastor und einer kleinen Schar freiwilliger Helfer. Gerade aus diesen Reihen haben wir unsere künftigen Diakonissen zu erwarten. Doch unser Gewinn ist für die Gemeinde ein direkter Verlust, von niemanden so empfunden als vom Pastor selbst. Besonders in einer kleinen Gemeinde kann man eine solche Person nicht wohl entbehren, hat sie doch ihren Posten treu versehen in der Sonntagschule, im Jugendverein, oder auch im Singchor, und müssen zwei oder gar drei neue Kräfte zum Ersatz gewonnen werden. Da zeugt es von aufrichtiger Liebe zur Diakonie, wie auch von weiterem Blick für die Sache des Reiches Gottes überhaupt, wenn z. B. ein Amtsbruder schreibt: „Bitte, setzen Sie den Namen der N. N., einer meiner tüchtigsten Sonntagschullehrerinnen, auf die Liste der Applikanten“; oder wenn ein anderer sagt: „N.N. ist das beste Mädchen meiner Gemeinde; ich hoffe, sie läßt sich für den Beruf gewinnen.“ Nicht jeder Pastor kann es begreifen, daß in der Abgabe eines solchen Gliedes seine Gemeinde tatsächlich gewinnen mag. Gerade weil N. N. in der Gemeinde so tüchtig ist, ist sie bekannt und geschätzt. Ihr Eintritt in das Mutterhaus lenkt das Interesse fast aller Glieder auf diese bis dahin vielleicht kaum dem Namen nach bekannte Arbeit der Kirche, erweitert damit den Gesichtskreis der Leute und bringt doch den einen oder anderen zum ernsten Nachdenken und treibt ihn an zu treuerem Dienst im kleinen Kreise der Gemeinde selbst. Gerade die Tatsache, daß nun eine empfindliche Lücke entstanden ist, nötigt bisher müßig Stehende zuzugreifen zu ihrem eigenen Heil und zum Segen der Gemeinde. Der HErr ist eben schon in d i e s e m Leben ein reicher Vergelter für jedes Opfer, das wir in seinem Dienste bringen. Die hie und da zu Tage tretende Abneigung eines Pastors, ein tüchtiges Mädchen ins Mutterhaus ziehen zu lassen, ist wohl ebenso sehr auf die eigne Not als auf Mangel an Verständnis für fremde Not, resp. Linderung derselben durch geschulte Kräfte, Diakonissen,

zurückzuführen. Diese Stellung des Pastors bestärkt aber außerordentlich die oft grundlose und ungerechte Weigerung der Eltern, und ist mit schuld an dem langsamen Wachstum unserer Schwesternschaften.

3. Endlich fehlt uns hier fast durchweg, was sich noch in manchen Gegenden Deutschlands findet und für das Gedeihen der Diakonie so wichtig ist — gründliche religiöse Erziehung. Wir haben in unseren christlichen Kreisen leider mehr Religiosität als Religion, mehr fromme Empfindungen als positives Wissen, mehr Begeisterung als Ausdauer, mehr guten Willen als rechtes Verständnis. Fromme Gefühle sind jedoch eine schlechte Wegzehrung für eine Diakonisse, deren Gehorsam und Treue fast täglich schwere Proben bestehen muß. Hat sie neben der persönlichen Heilserfahrung nicht eine klare Heilserkenntnis, so wird sie weder etwas Rechtes ausrichten noch auf die Dauer im Beruf bleiben. Der Mangel an klarer Heilserkenntnis und die daraus entstehende Oberflächlichkeit im religiösen Leben unserer Kirche läßt sich auf verschiedene Gründe zurückführen, deren Erörterung jedoch außerhalb unseres Themas liegt. Wir leiden mit der ganzen Kirche unter den Folgen dieser Oberflächlichkeit, die wohl nirgends so klar zu Tage treten als im Verhalten gegen die Diakonie. Unsere Pastoren müssen selbst so viel Zeit und Kraft verwenden auf Gemeindeangelegenheiten, die sich mit dem geistlichen Leben kaum berühren, daß ihnen wenig Zeit zum Studieren und Meditieren und zur ernsten Selbstprüfung bleibt, ohne welche doch geistliches Wachstum nicht zu erwarten ist. Noch weit mehr gilt dieses von den Gemeindegliedern. Glücklich der Pastor, wenn von den Familien seiner Gemeinde auch nur der zehnte Teil regelmäßig Hausandacht hält, und wenn die Eltern selbst ihre Kinder im Katechismus und Biblischer Geschichte unterweisen. In unsern Stadtgemeinden sind solche Fälle selten. Unter diesen Umständen kann man kaum erwarten, daß die durch besondere Veranlassung hervorgerufene Neigung zum Beruf heranreift zum festen Entschluß und zur unbedingten Hingabe. Daher haben wir so wenig Zuwachs trotz vielfacher Anfragen. Im Grunde fehlt den meisten doch die geistliche Kraft, mit ihrer Hingabe an den HErrn Ernst zu machen. Dieser Schwierigkeit gegenüber sind wir machtlos. Dennoch aber darf sie uns nicht entmutigen; vielmehr anspornen zur rechten Anwendung von zwei Mitteln, die uns Sieg und Segen sichern: Machen wir unsere Mutterhäuser durch Lehre und Leben zu Pflegestätten wahren Christentums, so daß aufrichtige Jüngerinnen Jesu in unsern Kreisen finden, was sie mit Recht suchen; und zweitens, bringen wir all unsere Schwierigkeiten vor den HErrn in anhaltendem und brünstigem Gebet, und sie werden alle vergehen wie Nebel vor der Sonne.

Die Erwägung dieser Schwierigkeiten, die aus unsern eigenartigen industriellen, gesellschaftlichen und religiösen Verhältnissen für die weibliche Diakonie entstehen, stimmt uns ernst, aber durchaus nicht verzagt. Im Gegenteil, an Schwierigkeiten stählt sich die Kraft, übt sich der Geist, und — wird das Menschliche zu Schanden zur Ehre des Göttlichen. Der rechte Glaube versetzt heute noch Berge in Jesu Namen und wird in diesem von Gott so herrlich gesegneten Lande der großen Dinge, aus eigenartigen Schwierigkeiten Quellen eigenartigen Segens machen können.

Ein wichtiges Scheiden.

Mit schwerem Herzen machen wir unsern Lesern die Mitteilung, daß unsere Oberin, die Diakonisse Magdalene Steinmann, resigniert hat und am 2. September über Baltimore nach Deutschland zurück zu kehren gedenkt. Am 12. September 1889 kam sie, nach besonderer Ausbildung für unser Haus in Neuendettelsau, hier an und übernahm sogleich das verantwortungsvolle Amt einer Probemeisterin, in dem sie sich sehr bewährte. Von 1896—99 trat unser Haus sie an das erst zwei Jahre zuvor gegründete Mutterhaus in Milwaukee ab, wo sie im selben Amte der dortigen Oberin eine geschätzte Stütze war. Nach dem Tode unserer damaligen Oberin Wanda von Oertzen kehrte sie ins Mutterhaus zurück und wurde zu Pfingsten 1901 als Oberin eingeführt. In dieser Stellung hat sie viel Umsicht bewiesen, hat zielbewußt gearbeitet, war stets auf die geistige Förderung der Schwestern bedacht, und hat sich mancher derselben mütterlich angenommen.

Aller Erfolg konnte jedoch ihre Sehnsucht nach der alten Heimat nicht ersticken, wiederholt ließ sie das durchblicken trotz aller Selbstbeherrschung; und da sie ohnehin mit dem Vorsatz endlicher Rückkehr ihr Vaterland verlassen hatte, leistet sie nun ihrem Herzenswunsch um so eher Folge, da sie den rechten Zeitpunkt für gekommen hält. Gleich nach der Konferenz hiesiger lutherischer Mutterhäuser, die bei uns in der Osterwoche tagte, sandte sie ihre Resignation an unsern Präsidenten, Herrn Richter Staake, zu seiner und unser aller Ueberraschung. So dankbar wir auch ihre Verdienste um unser Haus anerkennen und diesen Rücktritt tief bedauern, achten wir doch ihre Ueberzeugung, nach der sie hierin Gottes Fingerzeigen folgt.

Nach den schweren Aufgaben und Sorgen ihres hiesigen Amtes, wünschen wir ihr von ganzem Herzen einen gesegneten Feierabend als Rüstzeit auf die ewige Seligkeit. Wir sind überzeugt, daß sie auch jenseits des Ozeans die weitere Entwicklung unseres Hauses mit bleibendem Interesse verfolgen und unser in herzlicher Fürbitte gedenken wird.

Abschiedswort an die Graduanten von 1908.

Auf deren Wunsch abgedruckt.

Meine geliebten Töchter!

Wieder ist eine kleine Zahl von Abiturienten bereit von uns zu scheiden. Die Vögel werden flügge und fliegen davon, und wir sehen mit einem Gemisch von Schmerz und Freude, wie unsere Kinder groß werden und von uns gehen. Die Schule ist ja nur Mittel zum Zweck. Es war unser Bestreben, euch die Schulzeit möglichst nutzbringend zu machen für

euer künftiges Leben, und wenn ihr nun von uns scheidet, so begleiten euch unsere treugemeinten Wünsche, daß doch euer Leben ein recht glückliches sein und immer werden möge.

Wart ihr glücklich hier? Jetzt liegt die Schulzeit hinter euch; schon fängt der Sonnenschein der Erinnerung an, sie zu beglänzen, dieses magische Licht, vor dem alles zu verschwinden scheint, was in der Gegenwart so oft das Gute verdunkelt. So seid ihr vielleicht geneigt, die Frage zu bejahen. Wart ihr wirklich glücklich hier?

Was ist aber Glück? Es ist etwas, nach dem das Menschenherz hungert mit heißem Verlangen. Wenn ihr aber fragt, was es eigentlich sei, dann sind die Antworten so verschieden, wie die Menschen selbst. Die meisten können nicht so recht sagen, worin es besteht; ihre Vorstellung davon sieht vielleicht morgen schon ganz anders aus als heute. Aber das wissen sie, daß sie es haben möchten, ja daß sie ein Recht haben, es zu besitzen, daß man es ihnen schuldig sei. Wenn man recht zusieht, so ist das Leben der meisten Menschen ein Jagen nach dem Phantom Glück. Die einen jauchzen und jubeln, daß sie es nun gefunden, um bald zu entdecken, daß es doch noch nicht das Rechte sei — die andern machen immerfort die traurige Entdeckung, daß das Glück da nicht ist, wo sie sind. Es ist fast wie ein Komödienspiel, doch ist dem Zuschauer dabei öfter zum Weinen als zum Lachen zu Mute.

Der Pessimist aber sagt: Es gibt überhaupt kein wahres Glück, glaubst du es gefunden zu haben, so zerrinnt es dir unter den Händen.

Gibt es wirklich kein wahres Glück? Warum hat denn der Schöpfer diese unbezwingliche Sehnsucht in des Menschen Brust gelegt?

Es gibt ein wahres Glück, aber das wahre Glück ist ein Geheimnis, und dies Geheimnis ist verflochten mit einem andern Geheimnis, das dem Menschen gar dunkel und drohend erscheint — dem Geheimnis des Leidens. Warum muß der Mensch leiden? Jederman will glücklich sein, aber niemand will leiden. Die Natur sträubt sich gegen das Leiden, man scheut es und flieht davor. Warum muß der Mensch leiden?

Das Leiden ist die Strafe des gerechten Gottes für die Sünden der Menschen, sagt der Israelit. Ihr wißt, wie Hiobs Freunde sich bemühten, ihm dies begreiflich zu machen. Aber ihre Meinung enthielt nur ein Stückchen Wahrheit. Das Leiden ist lange nicht bloß Strafe, sondern es ist ein Erziehungsmittel in des allweisen Gottes Hand. Sogar von dem Reinen und Sündlosen heißt es: „Und obwohl er Gottes Sohn war, hat er doch an dem das er litt, Gehorsam gelernt.“ Wir alle können wissen, daß Leiden die Menschen veredelt, wie das Gold durchs Feuer geläutert und verschönert wird. — Aber freilich, es muß Gold da sein, Stroh wird durchs Feuer nicht veredelt.

Nun das mag ja sein, aber doch bleibt die Frage: Was hat Glück mit Leiden zu tun? Glück und Leiden — wie sollte das zusammenpassen? Hier habt ihr die Verbindung: „Wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wirds finden,“ sagt der Mund der Wahrheit. Ein wunderbares, seltsames Wort. Wie kann man zugleich dasselbe Ding verlieren und finden? Was meint der Herr? Er meint, daß Glück und Leid innig mit einander

verbunden sind; denn nach Gottes unbegreiflicher Weisheit ist das Leid der Weg zur Freude; die Freude wird aus Leid geboren.

„Wer sein Leben verliert, der wirds finden.“ Sein Leben verlieren — das ist doch gewiß Leid, denn das Leben ist das Beste, was man hat. Ohne das Leben ist alles andere wertlos. Sein Leben finden, d. h. das Beste finden — und das ist Glück, hohes, seliges Glück. Wer bist du, wenn du dein Leben verloren hast? Sich selbst verlieren, das muß doch heißen, frei und los werden von sich selber; wir nennen es gewöhnlich Seldstverleugnung oder Selbstlosigkeit. Und nun betrachte Selbstsucht und Selbstlosigkeit in ihrer Wirkung auf den Menschen und du wirst anfangen, etwas wahrzunehmen von der geheimnisvollen Verbindung zwischen Glück und Leid. Selbstsucht macht den Horizont des Menschen allmählich immer enger und kleiner, sie verknöchert den Menschen und vertrocknet seine besten Fähigkeiten, wie der heiße sengende Wüstenwind, vor dem alles Leben erstirbt. Wer sein Leben lieb hat, der wirds verlieren, sagt der Herr. Selbstlosigkeit dagegen macht den Blick weit und frei, sie vermittelt das feine Verständnis für die Leiden und Freuden anderer; sie macht den Menschen empfänglich für alles Gute und Schöne und entwickelt seine edelsten Eigenschaften. Selbstsucht sucht beständig eifrig und begierig nach dem, was sie für Glück hält, ob es nun Geld und Gut, Lebensgenuß und Freude, oder Ehre, Anerkennung, Liebe und Zuneigung der Menschen heißen möge. Sie sucht — und findet nicht. Selbstlosigkeit aber findet beständig ohne zu suchen. Die selbstlosesten Menschen sind weitaus die glücklichsten Menschen. Selbstverläugnung aus Liebe zu Jesu, das ist der Weg zum Glück.

Da habt ihr einige Andeutungen von dem Geheimnis des Glücks in seiner Verbindung mit dem Geheimnis des Leidens.

Habt ihr nicht auch schon ein wenig davon erfahren? Welche waren hier euere glücklichsten Tage? Waren es nicht die, wo ihr euch selber überwinden und vergessen konntet bei treuer hingebender Pflichterfüllung, einerlei ob ihr darnach „fühltet“ oder nicht? Oder wann haben die Klagen über die kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens oder das Murren über Entbehrungen und unerfüllte Wünsche euer Leben angenehmer und lieblicher gestalten helfen? Wann habt ihr durch weichliches Selbstbemitleiden Kraft zum Ueberwinden der Schwierigkeiten gefunden? Wer sein Leben verliert, der wirds finden, nicht aber der, der allezeit ängstlich auf die Schonung seines lieben Ichs bedacht ist.

Vielleicht habt ihr schon einmal den Namen Friedrich Nietzsche nennen hören. Er ist einer der modernen Wegweiser zum Glück der Menschheit. Manche, besonders junge Leute, haben sich schon an seinen Lehren berauscht und ihn zu ihrem Führer genommen, denn seine Meinungen finden in dem alten Adam des Menschen einen gar sympathischen Wiederhall. Nietzsche ist der Prophet der Selbstsucht. Der Mensch soll sich ausleben, indem er seinen natürlichen Trieben folgt und vor sich niedertritt, was ihm dabei hindernd in den Weg kommt. Das Christentum bekämpft Nietzsche mit der fanatischen Leidenschaft eines Menschen, der die Stimme seines Gewissens zu überschreien sucht, denn es fordert von dem Menschen Selbst-

verläugnung und hingebende Liebe. Diese aber sind nach Nietzsche durchaus verwerflich und erniedrigen den Menschen. Jesus darf nicht länger das Ideal sein, dem man nachstrebt. Dionysius, der griechische Gott des Weines und der Fröhlichkeit, soll an seine Stelle treten.

„Jede große Philosophie wird schließlich zum Bekenntnis und unfreiwilligen Denkmal," sagt Nietzsche selbst. Seine ist dazu geworden. Den Weg zum Glück hat sie ihm nicht gezeigt. Sein Leben endete in der Nacht des Wahnsinns.

Meine geliebten Töchter, möchte es euch doch gelingen, den Weg zum Glück zu finden! — Nehmt euch den besten Führer, den der gesagt hat: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben," — lernt immer besser ihn lieben, laßt die Liebe zu ihm die Triebkraft eures Lebens sein, und ihr werdet erfahren, daß, wer sein Leben verliert um Jesu willen, der wirds finden, und werdet nicht umsonst nach dem Glück gestrebt und verlangt haben.

Anstalts-Chronik und Quittungen

folgen in nächster Nummer.

☞ Wir machen darauf aufmerksam, daß unser nächster Kursus für angehende Schwestern anfangs Oktober beginnt. Jungfrauen und alleinstehende Witwen (18—36 Jahre alt), die dem Herrn im Diakonissenberuf zu dienen geneigt sind, wollen sich um nähere Auskunft wenden an Rev. E. F. BACHMANN, 2100 South College Avenue, Philadelphia, Pa.

DER DIAKONISSEN-FREUND.

A Monthly Magazine published by the Mary J. Drexel Home and Philadelphia Motherhouse of Deaconesses, Incorporated, 2100 So. College Ave., Phila., Pa.

SUBSCRIPTION RATES:

Single copy, per year (12 numbers, 8 pages each)	$0 25
5 copies	1 00
100 copies	15 00
Subscriptions for Philadelphia and foreign countries, single copy	0 35

☞ Sample Copies Free. ☜

EDITORIAL, as well as BUSINESS LETTERS, PAYMENTS, ETC., please address REV. E. F. BACHMANN, Mary J. Drexel Home, Philadelphia, Pa.